



SAMEEM ALI

HUMPHREY PRICE - TERI GARRISON

Ein
Schleier
aus
Tränen

Weltbild

Ein Schleier aus Tränen

Sameem Ali lebt heute mit ihrem Mann Osgar und ihren beiden Söhnen Azmier und Asim in Großbritannien. Sie sagt: Heute kann ich ohne Groll in jene Zeit zurückblicken. Doch die Narben bleiben. Und es bleibt die bohrende Frage, wie in unserer Zeit, mitten in Europa, ein Schicksal wie das von Sameem möglich ist.

Sameem Ali
Humphrey Price – Teri Garrison

Ein Schleier aus Tränen

Aus dem Englischen
von Karin Dufner

Weltbild

Die englische Originalausgabe unter dem Titel *Belonging*
bei John Murray (Publishers)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2008 by
Sameem Ali, Humphrey Price & Teri Garrison
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Karin Dufner
Redaktion: Ingola Lammers
Umschlag: Zeichenpool, München
Umschlagabbildung: Frau © Robert Essel NYC/Corbis
Ornament: © Shutterstock
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-8289-3303-3

2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Ich widme dieses Buch meiner Familie:
Osgar, Azmier und Asim.

Dies ist eine wahre Geschichte, auch wenn manche
Namen geändert wurden, um die Anonymität der
Betroffenen zu schützen.

Prolog

In meiner Vergangenheit gibt es vieles, an das ich nur ungerne zurückdenke. Bis heute kommen mir die Tränen, wenn ich mir vorstelle, was ich alles erdulden musste. Meine Erinnerungen sind mir weder ein Trost noch ein Ort, an den ich mich zurückziehen kann. Sie lasten auf mir wie ein Fluch.

Meine Mutter bedeutete mir alles. Deshalb war ich als Kind fest dazu entschlossen, ihr eine gehorsame, wohlzogene und fleißige Tochter zu sein und mir ihre Anerkennung zu verdienen. Eine Tochter, die ihrer Liebe würdig war.

Als ich vor einigen Jahren endlich den Mut fand, einer anderen Frau von meinen Erlebnissen zu erzählen, fiel diese aus allen Wolken. »Sicher warst du ein Adoptivkind«, sagte sie, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte. »Eine andere Erklärung kann es nicht geben. Keine Mutter würde ihre eigene Tochter so behandeln. Warum versuchen wir nicht, deine Jugendamtakte aufzuspüren und deine wirkliche Mutter ausfindig zu machen? Vielleicht erfahren wir ja so etwas über deine Herkunft.«

Diese Begründung erschien mir einleuchtend. Ja, natürlich, so musste es gewesen sein! Warum war ich nicht schon früher darauf gekommen? Ich nahm den Vorschlag begeistert an, und so kam es, dass wir einige Wochen später in einer Amtsstube saßen. Die Tränen liefen mir übers Gesicht, als ich die Akte durchsah, die man mir gerade vorge-

legt hatte. Nein, ich sei nicht adoptiert, stand da. Allerdings hatte das Jugendamt mich meinen Eltern weggenommen, weil diese mit mir überfordert gewesen waren. Einige Jahre später, als meine Familie mich wieder bei sich aufnehmen wollte, hatten die Behörden mich zurückgegeben. So sehr hatte ich mir eine glückliche Kindheit gewünscht und gehofft, sie mir zurückerobern zu können, wenn ich erst wusste, was damals geschehen war. Stattdessen fühlte ich mich nun, als hätte meine eigene Vergangenheit mir etwas weggenommen. Meine leibliche Mutter war es gewesen, die mich geschlagen, gequält, misshandelt, verschleppt, in eine Zwangsehe gepresst, beleidigt, vernachlässigt und erniedrigt hatte! Hinzu kam, dass sie sich all die Jahre geweigert hatte, mich zu lieben. Alles andere hätte ich ertragen können, doch nicht das. Schließlich war ich doch nur ein kleines Mädchen gewesen. Ich hatte mich ausgerechnet nach dem gesehnt, was meine Familie mir nicht geben wollte. Und dabei hatte auch ich es verdient, geliebt zu werden.

Als ich sechs Monate alt war, nahm das Jugendamt mich meinem Vater weg und brachte mich in ein Kinderheim. Nach meiner Geburt war meine Mutter erkrankt und mit meinen Geschwistern nach Pakistan zurückgekehrt. Warum sie mich zurückließ und warum mein Vater sie nicht begleitete, weiß ich bis heute nicht. Jedenfalls wurde ich aus der Wohnung meines Vaters abgeholt, weil die Nachbarn mich Tag und Nacht schreien hörten. Mein Vater, so las ich in der Akte, sei geisteskrank und somit nicht in der Lage gewesen, allein ein Kleinkind zu versorgen. Auch nachdem meine Mutter und meine Geschwister aus Pakistan zurückgekehrt waren, blieb ich im Heim.

Im Kinderheim verbrachte ich meine schönsten Jahre und war so glücklich, wie ich es erst als Erwachsene wieder werden sollte.

Leider sind meine Erinnerungen an die Zeit im Kinderheim sehr lückenhaft. Während ich den Tagesablauf noch vage im Gedächtnis habe, weiß ich fast nichts mehr über die Menschen dort oder über meinen Kindergarten. Die Tage und Wochen verschwimmen ineinander. Ich sehe die Jahreszeiten vor mir, erinnere mich, dass es im Winter kalt war und schneite und im Sommer die Sonne heiß und hell vom Himmel schien. Aber das ist auch schon alles. Hin und wieder kommen mir einzelne Begebenheiten in den Sinn. Zum Beispiel fiel mir einmal abends beim Lesen plötzlich ein, dass mir diese Geschichte schon einmal vorgelesen wor-

den war, und ich hörte eine Stimme die Worte sagen, kurz bevor ich sie aussprach. Da mir zu Hause bei meiner Familie nie jemand vorgelesen hatte, gehörte diese Stimme vermutlich Tante Peggy, meiner Erzieherin im Kinderheim.

Von meiner Zeit dort habe ich am deutlichsten das Weihnachtsfest in Erinnerung, an dem ich meine Sindy-Puppe bekam. Ich war sechs und saß mit fünf oder sechs anderen Kindern in dem großen Aufenthaltsraum, wo ein Berg von Geschenken lag. Die Aufregung wuchs, während wir auf unsere Geschenke warteten. Als Erstes bekam ich einen in glänzendes rotes Papier gewickelten Karton: eine Sindy. Selig vor Glück wickelte ich das Päckchen aus. Doch obwohl ich die Sindy-Puppe liebte, ließ ich sie im Kinderheim zurück, als ich zu meiner Familie zog. Vermutlich erinnere ich mich an dieses Weihnachtsfest deshalb so gut, weil ich die Puppe später vermisste.

Was Liebe anging, kam ich im Kinderheim nie zu kurz. Tante Peggy, eine kleine, pummelige Frau mit rundem Gesicht und freundlichen Augen, roch nach Seife, Blumen und frischem Brot und hatte mich lieb. Sie trug ihr Haar kurz geschnitten. Wenn sie im Winter ein Kopftuch aufhatte, lugten ihre Ponyfransen ein Stück hervor und flatterten in der steifen Brise, die durch Cannock Chase wehte.

Auch das Herumlaufen, oder besser Herumtoben, im Cannock Chase habe ich noch gut im Gedächtnis. Im Heim gab es einen großen schwarzen Labrador namens Jet, der uns auf unseren Spaziergängen begleitete. Er rannte hin und her, jagte Stöckchen, Vögel oder einfach nur die Luft und kam dann so schnell zu uns zurück, dass uns vor Aufregung und Gelächter ganz schwindelig wurde. Ich fand es

wunderschön, mein Gesicht in dem dichten Fell an seinem Hals zu vergraben und seinen schmalen Kopf zu streicheln.

Vom Inneren des Hauses habe ich nur noch das Esszimmer, wo wir unsere Mahlzeiten einnahmen, den großen Aufenthaltsraum, in dem wir fernsahen, und mein Schlafzimmer in Erinnerung. Oft saß ich in der Küche und kratzte nach dem Kuchenbacken die Schüssel mit einem Löffel aus. Weil ich aufpassen musste, mich nicht schmutzig zu machen, trug ich in der Küche immer eine Schürze. Alle unsere Schürzen hingen an Haken neben den Türen. Meine war blau.

In meinem Schlafzimmer standen drei Betten. Die Wände waren mit Postern von David Cassidy und den Bay City Rollers dekoriert. Mir gefiel der Sänger Les McKeown am besten. Neben meinem Bett stand ein Regal, in dem ich meine Schätze aufbewahrte: Sindy, den kleinen Porzellandelphin, den ich in einem Laden in Rhyl gekauft hatte (mein Souvenir von unserem Ausflug ans Meer), ein aus dem Spielzimmer geliehenes Buch und einige Tannenzapfen aus dem nahen Wald. Wenn ich mich ins Bett legte und die Vorhänge ein Stück offen ließ, konnte ich vor dem Einschlafen all diese Dinge anschauen.

Eines der anderen beiden Betten gehörte Amanda. Obwohl sie sechs Monate jünger war als ich, war sie schon im Heim, seit ich denken konnte. Amanda und ich waren unzertrennlich und unternahmen alles gemeinsam, wie es sich für beste Freundinnen gehörte. In der Schule besuchten wir dieselbe Klasse, und wenn wir im Spielzimmer am Ende des Flurs waren und die beiden Jungen im Zimmer nebenan versuchten, uns die Spielsachen zu stehlen, verteidigten wir

uns gegenseitig. Einmal wurden die beiden Jungen erwischt. Und da sie den Erzieherinnen Widerworte gaben und frech waren, bekamen sie zur Strafe am Samstagvormittag Fernsehverbot.

Wir liebten den großen Garten hinter dem Haus und spielten dort, so oft es möglich war. Selbst im Winter, wenn Amanda und ich uns beim An- und Ausziehen der vorgeschriebenen Gummistiefel helfen mussten, wollten wir unbedingt nach draußen. Im Garten gab es Rutschbahnen und Schaukeln, Gras, in dem man sich wälzen konnte, und Büsche, die ideale Verstecke boten. Amanda und ich hatten unsere Geheimplätze, wo wir am Nachmittag oft mit unseren Puppen spielten. Im Sommer wären wir am liebsten gar nicht mehr ins Haus gegangen.

Während der Schulwoche trug ich einen knielangen Rock und eine Strickjacke mit kleinen roten Knöpfen. Anfangs musste Tante Peggy das Zuknöpfen übernehmen. Inzwischen weiß ich, dass es nur eine kleine Schule mit einem winzigen Schulhof war, doch für mich bedeutete sie die ganze Welt.

Jeden Morgen wurden wir um halb acht von Tante Peggy geweckt, wuschen uns und zogen uns an. Inzwischen kam ich allein zurecht. Anschließend gingen wir zum Frühstück nach unten, wo der Tisch bereits mit Schälchen für unsere Frühstücksflocken, Tellern für den Toast und kleinen Saftgläsern gedeckt war. Amanda hatte Schwierigkeiten, die Uhr zu lesen. Aber ich konnte es schon und war stolz darauf, ihr sagen zu können, wann Tante Peggy erscheinen würde, falls wir einmal früher als sonst aufwachten.

In der Schule wurde ich wegen meines Stotterns gehän-

selt und musste mir angewöhnen, langsamer zu sprechen, damit mein Gehirn Zeit hatte, die Wörter, die ich sagen wollte, zuerst zu Ende zu denken. Tante Peggy brachte mich zum Lachen, wenn sie meinte, mein Gehirn lief vor mir her. Dann stellte ich mir kichernd vor, wie mein Gehirn vor mir her die Straße entlangrannte. Mit der Zeit und mit viel Geduld lernte ich, im richtigen Moment Luft zu holen und die schwierigen Buchstaben zu singen, und bekam mein Stottern so in den Griff, bis sich das Problem irgendwann legte.

Allerdings drohte bald die nächste Herausforderung: meine Füße. Ich litt an einer angeborenen Missbildung und musste bis ins Teenageralter hinein mehrere Operationen über mich ergehen lassen. Auch wenn ich mich kaum noch daran erinnern kann, steht es deutlich in den Akten: »Sie geht immer noch zu breitbeinig ... möglicherweise, wird Sam Plastikschienen brauchen. Ihre Füße kippen seitlich weg.«

Da ich einige Monate älter als Amanda war, durfte ich abends ein bisschen länger aufbleiben. Und so lag ich auf dem Sofa, sah mir *Crossroads* an und wollte mich auf keinen Fall ins Bett schicken lassen, obwohl ich schon fast schlief. Wenn ich schließlich doch nach oben ging, nahm ich Rücksicht auf Amanda, machte die Tür richtig zu und drückte die Türklinke herunter, damit es nicht knallte, so wie Tante Peggy es mir gezeigt hatte.

Am Wochenende schliefen wir aus, kamen aber dennoch meist früher nach unten, als es den Erzieherinnen recht war. Bis zum Mittagessen durften wir im Schlafanzug bleiben, fernsehen und mit Jet spielen.

Nachmittags zogen wir Stiefel und Mäntel an. Dann begleitete uns eine Erzieherin zum Bonbonladen um die Ecke, damit wir unser Taschengeld ausgeben konnten. Anschließend machten wir einen Spaziergang im Cannock Chase, wo wir den restlichen Nachmittag verbrachten, falls es nicht zu stark regnete.

Im Chase fühlte ich mich als Kind am glücklichsten. Das kilometergroße aus Wäldern und Wiesen bestehende Gelände kam Amanda und mir wie ein unendlich weites Zauberland vor. Hier gab es kleine schlammige Bäche, an deren Ufern wir liegen und ins Wasser schauen konnten. Winzige Bodensenken luden uns ein, uns hinzulegen und die Wolken zu beobachten, die über unsere Köpfe hinwegsausten. Die Landschaft schien ihre eigenen Farben und Gerüche zu besitzen, die ich bis jetzt nirgendwo sonst wiedergefunden habe. Wir liebten es, hier herumzutollen, Fangen und Verstecken zu spielen und uns eigene Spiele wie »Such den Troll« auszudenken. Das Spiel bestand hauptsächlich daraus, auf die Bäume zu klettern und dort so gellend wie möglich zu schreien.

Jet fühlte sich im Chase ebenfalls wohl. Er lief neben uns her, und wenn wir müde waren, setzte er sich ebenfalls und hechelte genau so laut wie wir. Wenn wir Stöckchen für ihn warfen, rannte er jedes Mal los und brachte sie uns zurück.

Schließlich gingen wir nach Hause und hatten natürlich großen Hunger. Zuerst aber mussten wir uns die Hände waschen. Am Samstag war das Abendessen immer ganz besonders lecker – beispielsweise Hamburger mit Pommes und Eiscreme zum Nachtisch. Manchmal gab es auch Bananenbrote, und weil ich die nicht leiden konnte, bekam ich stattdessen Brot mit Gurke. Hin und wieder war auch

Speck auf den Broten. Doch am liebsten mochte ich die Nachspeisen und Kuchen.

Sonntags zogen wir unsere guten Sachen an und gingen in die Kirche. Anschließend fand die Sonntagsschule statt, die mir großen Spaß machte. Die Lieder, die wir dort sangen, konnte ich mir gut merken, und oft trällerte ich auf dem Heimweg »Morning Has Broken« oder »All Things Bright And Beautiful« vor mich hin.

Ich erinnere mich noch daran, dass wir eines Sonntags beim Glockenläuten helfen durften. Hinter der alten Kirche stand ein Turm, wo man uns vorsichtig die steilen Stufen hinaufführte. Dort hingen lange Seile, die an den Glocken, hoch über unseren Köpfen, befestigt waren. Die Erwachsenen zeigten uns, wie man an den Seilen zog und dass wir uns an der glatten Stelle festhalten mussten, damit wir uns die Hände nicht wund scheuerten. Dann banden sie eine Schnur an die Seile und erklärten uns, wie wir damit die Seile herunterholen konnten. Wenn die Schnur wieder nach oben schwänge, mussten wir sie durch unsere Hände gleiten lassen, um uns nicht die Finger zu verletzen. Als wir an den Schnüren zerrten, passierte natürlich nicht viel. Aber die Erwachsenen standen neben uns und zogen gleichzeitig an den Seilen. So brachten wir die Glocken zum Läuten, und der Radau, den sie verbreiteten, klang hier im Turm viel lauter als draußen in der Kirche. Amanda und ich hielten uns jauchzend die Ohren zu.

Ich fühlte mich geborgen und gut versorgt. Mittags stand pünktlich das Essen auf dem Tisch, in der Schule saß meine beste Freundin neben mir, und Jet brachte mir das Stöck-

chen, das ich im Chase für ihn warf, zuverlässig zurück. Jeden Morgen wurde ich von Tante Peggy geweckt, und jeden Abend nach dem Baden sah sie nach, ob ich auch schon in meinem Bett lag, und gab mir einen Gutenachtkuss. Wenn ich hinfiel, hob sie mich hoch, und wenn ich mir das Knie aufschlug, säuberte sie die Wunde und klebte ein Pflaster darauf. Weil sie mich so gut behandelte, war ich sicher, dass sie meine Mutter sein musste, denn schließlich verhielt sie sich wie die Mütter in den Geschichten, die sie uns vorlas. Als ich sie eines Tages darauf ansprach, lachte sie. »Nein, ich bin deine Tante, Sam, und auch die Tante von allen anderen Kinder hier«, antwortete sie.

Einmal spielte ich draußen mit Amanda Fangen. Sie jagte mich, und weil ich so schnell rannte, wie meine Beine mich trugen, stürzte ich und verletzte mich am Knie. Es tat weh, und ich fing an zu weinen. Dann humpelte ich ins Haus, um es Tante Peggy zu erzählen.

»Tapfere Mädchen weinen nicht. Pssst, nicht weinen. Wir pusten jetzt auf das Knie, dann sind die Schmerzen gleich weg.«

Ich wollte zwar eigentlich nicht zu weinen aufhören, gehorchte aber.

»Schau, du bist ein tapferes Mädchen. Und es tut auch gar nicht mehr weh.«

Strahlend lächelte ich sie an, denn ich war gern ein tapferes Mädchen.

Hin und wieder besuchte mein Dad mich im Kinderheim. Ich fand es gar nicht seltsam, dass er nie lange blieb, sondern immer gleich wieder ging. Er kam, sprach im Büro mit den

Erzieherinnen, trat heraus, zauste mir das Haar, schenkte mir Süßigkeiten aus seiner Hosentasche und verschwand wieder. Dad war größer als alle anderen im Heim und lächelte viel, sodass seine Zähne sich weiß von seiner dunklen Haut abhoben. Was genau er zu mir sagte, weiß ich nicht mehr, und ich erinnere mich eigentlich nur noch an die Geschenke. Nachdem er den Arm um mich gelegt und freundlich mit mir geredet hatte, durfte ich die Bonbons und die Schokolade aus seinen Hosentaschen holen, um sie später mit Amanda zu teilen. Dabei lachten wir beide. Wenn er sich mit Tante Peggy unterhielt, schauten sie immer wieder in meine Richtung. Doch ich belauschte nicht, was sie sagten, denn mein Vater war für mich ein fremder Mensch, der nichts mit meinem Leben zu tun hatte. Er war eben mein Dad – mehr ist mir von seinen Besuchen nicht im Gedächtnis geblieben. Da er sich nie ankündigte, hatte ich weder Grund, mich darauf zu freuen, noch mich davor zu fürchten. Es war nicht weiter wichtig, sondern eher etwas, das einfach geschah: Väter kamen und brachten Süßigkeiten, ebenso wie man hinfiel und sich das Knie aufschlug.

Nur eine Abwechslung gab es in meinem Alltag: Manchmal, wenn ich vom Spielen zurückkam, war das dritte Bett neben meinem bezogen und frisch gemacht. Dann rannte ich nach unten und klopfte an die Bürotür, wo Tante Peggy mich schon mit meiner Schwester erwartete. Menas Übernachtungsbesuche waren das aufregendste Ereignis in meinem Leben und noch wundervoller als Weihnachten oder die Ausflüge ans Meer. Endlich hatte ich ein Familienmitglied bei mir, und ich fühlte mich deshalb wie etwas ganz Besonderes.

Beim ersten Mal war ich über die Veränderungen in meinem Zimmer sehr verwundert und fragte mich, wer das fremde Mädchen bei Tante Peggy wohl sein mochte. Sie sah mir überhaupt nicht ähnlich, war kleiner als ich und trug eine Art langes Kleid über einer weiten Hose. Ihr Haar war zwar dunkel wie meins, aber zu einem langen Zopf geflochten. Mit weit aufgerissenen Augen klammerte sie sich an Tante Peggy, als sollte sie auf offenem Meer ausgesetzt werden. Obwohl ich mich über die neue Spielgefährtin freute, machte sie einen sehr schüchternen Eindruck auf mich.

»Sam, das ist deine Schwester Mena«, verkündete Tante Peggy. »Sie wird eine Weile bei uns bleiben. Komm und begrüße sie.«

Meine *Schwester*? Natürlich wusste ich, was dieses Wort bedeutete, aber ich kannte dieses Mädchen doch gar nicht. Als ich Mena anlächelte, starrte sie mich verängstigt an. Ich griff nach ihrer Hand. »Hallo«, sagte ich. Allerdings sah sie mich nur weiter stumm an.

»Warum zeigst du Mena nicht, wo sie schlafen soll?«, schlug Tante Peggy vor. »Wir haben ein paar Kleider in die untere Schublade in deinem Zimmer gelegt. Hilf Mena doch beim Umziehen. Vielleicht möchte sie ja spielen und will sich die hübschen Sachen von zu Hause nicht schmutzig machen.«

Was mochte Tante Peggy bloß mit »Sachen von zu Hause« meinen? Mena war doch sicher jetzt hier zu Hause. Allerdings redeten Erwachsene oft so komisch daher, weshalb ich, Mena fest an der Hand, kehrtmachte und die Treppe hinauf lief.

Ich war ja so stolz. Meine Schwester, meine eigene Schwester! Niemand sonst im Heim hatte seine Schwester

hier. Ich fühlte mich wie ein Glückspilz und war sehr aufgeregt. Zuerst wollte ich ihr mein Zimmer zeigen und sie Amanda präsentieren. Und dann würden wir hinausgehen und schaukeln. Vielleicht kannte sie ja auch neue Spiele im Wald, von denen ich noch nie gehört hatte.

Als wir oben waren, setzte Mena sich aufs Bett, ließ mich einige Sachen für sie heraussuchen und teilte mir mit, was sie anziehen wollte und was nicht. Schließlich einigten wir uns auf eine Hose, weil sie es ablehnte, ihre Beine zu zeigen, und eine langärmelige Bluse. Da kam Amanda herein und blieb auf der Schwelle stehen, worauf ich sie aufforderte, hereinzukommen und meine Schwester zu begrüßen. Danach rannten wir hinunter in den Garten. Ich platzte fast vor Begeisterung und Stolz und zeigte Mena die Schaukeln. Sie kletterte vorsichtig darauf, wusste aber nicht, was sie tun musste, um sie in Bewegung zu setzen. Also stellte ich mich hinter sie und schob an. »Nicht so fest! Nicht so fest!«, rief sie, erschrocken über Höhe und Geschwindigkeit. Am liebsten hätte ich die Schaukel neben ihr benutzt, aber sie konnte nicht allein schaukeln, und ich wollte nicht, dass jemand anders sie ansah.

»Los«, sagte ich dann und rannte über die Wiese. »Wir wollen Verstecken spielen.« Allerdings musste Amanda uns beide gemeinsam suchen, weil Mena Angst hatte, sich allein zu verstecken. Sogar Fangen spielen war nicht leicht mit ihr, weil ich, wenn sie an der Reihe war, extra langsam laufen und mich erwischen lassen musste, denn sie konnte nicht so schnell rennen wie wir. Doch das kümmerte mich nicht. Schließlich war sie meine Schwester, und ich hatte die Pflicht, mich um sie zu kümmern, weil sie neu hier war.

Nie fragte ich sie, warum man sie hergebracht hatte, woher sie kam und ob sie vor dem heutigen Tag von der Existenz einer Schwester gewusst habe. Das Kinderheim war mein Zuhause, meine Welt, und sie besuchte mich eben. Mein Dad erschien ja auch dann und wann und brachte mir Süßigkeiten, weshalb ich es nicht weiter außergewöhnlich fand, dass Mena bei mir übernachtete.

Obwohl Mena ganze zwei Jahre älter war als ich, musste ich ihr alles zeigen und erklären. Auf mich wirkte sie schüchtern und wie ein ziemlicher Angsthase. Amanda und ich erzählten uns abends im Bett oft Geschichten von den Trollen im Cannock Chase. Doch weil Mena sich schrecklich gruselte und verlangte, dass wir das Fenster zumachten, verzichteten wir in ihrer Gegenwart lieber darauf. Sie kam etwa zwei Mal im Jahr. Ich weiß nicht genau, wie lange sie jeweils blieb, es können ein paar Tage oder ein ganzer Sommer gewesen sein.

Das Leben im Heim hatte mich mutig gemacht, weil ich gar nicht wusste, dass es Gründe gab, sich zu fürchten. Nie musste ich Hunger leiden. Meine Kleider waren stets sauber. Und wenn ich aus der Schule kam, wurde ich immer liebevoll begrüßt.

Mein Leben war ein Traum. Bis zu dem Tag, an dem ich meine Mutter kennenlernte.

Es muss in den Ferien gewesen sein, denn ich hatte keine Schule, und Mena besuchte mich gerade. Es war ihr letzter Tag vor der Abreise, und weil wir wussten, dass Dad mit dem Auto gekommen war, um sie abzuholen, gingen wir hinunter ins Büro, als es Zeit zum Aufbruch wurde. Diesmal jedoch war Dad nicht allein, und anders als sonst bückte er sich weder, um mir die Wange zu tätscheln, noch schenkte er mir Süßigkeiten. Stattdessen nahm er meine Hand und drückte sie gegen die Handfläche seiner Begleiterin. Sie war mager und ein Stück kleiner als mein Dad. Außerdem lächelte sie nicht, sondern schien mich eher abschätzend zu mustern. Sie trug die gleichen komischen Sachen wie Mena bei ihrer Ankunft, bevor sie im Heim Jeans angezogen hatte, und dazu ein Kopftuch. Ich fand, dass sie sehr ernst und hübsch aussah. »Sameem«, sagte mein Dad. »Das ist deine Mutter. Sag hallo.«

Meine Mutter machte keine Anstalten, mich an sich zu ziehen und mich zu umarmen, und umfasste nur schlaff meine Hand. Ich betrachtete sie. »Hallo«, wiederholte ich höflich und ohne zu wissen, ob ich mich richtig verhielt. In den Geschichten, die man uns vorlas, kamen zwar Mütter vor, doch die lebten immer mit ihren Kindern zusammen und gaben ihnen Gutenachtküsse, so wie Tante Peggy es bei mir tat. Meine Mutter hingegen hatte offenbar keine Lust, mich zu küssen oder zu umarmen. Sie blickte mich einfach nur an. Im nächsten Moment drehte sie sich zu meinem Va-

ter um und gab merkwürdige Laute von sich, die hart, barsch und ein wenig beängstigend klangen. Ich wich einen Schritt zurück. Da Mena dicht hinter mir stand, stieß ich prompt mit ihr zusammen. Auch sie hatte offenbar nicht das Bedürfnis, Mutter um den Hals zu fallen. Mutter hielt meine Hand fester und sprach mich in freundlicherem Ton an. Dann streckte sie die andere Hand aus, und weil Mena mich von hinten anschob, trat ich vor und griff danach. Wieder wechselte meine Mutter ein paar Worte mit meinem Vater. »Sie sagt, du hättest dich sehr verändert«, übersetzte dieser lächelnd. »Du wärst so groß und erwachsen geworden.« Schüchtern lächelte ich sie an. Was würde sie nun tun?

Sie schaute über meinen Kopf hinweg und gab wieder die merkwürdigen Laute von sich, diesmal in Menas Richtung. Daraufhin drängelte Mena sich an mir vorbei, antwortete etwas, machte kehrt und ging wieder nach oben. Ich hätte sie gern begleitet, aber Mutter ließ meine Hand nicht los. Am deutlichsten erinnere ich mich daran, dass sich in diesem Moment ein neues Gefühl in mir ausbreitete. Etwas hatte sich verändert: Ich hatte eine Mutter! Noch nie hatte ich eine Mutter gehabt, und sie war eigens gekommen, um *mich* zu besuchen. Als ich wieder zu der Frau aufsah, lächelte sie mich zum ersten Mal an. Ich erwiderte ihr Lächeln, und sie ergriff erneut das Wort. Inzwischen klang ihr Tonfall in meinen Ohren weniger streng und fremd. Wie konnte das auch sein? Schließlich war sie ja meine Mutter! »Okay«, erwiderte ich, da mir das als die richtige Antwort erschien, denn ich hatte ja nichts verstanden. Kurz darauf kehrte Mena – inzwischen in ihren Kleidern von daheim – zurück, und dann waren sie fort. Es störte mich nicht, dass

sie gingen, denn ich war ja hier zu Hause. Von diesem Tag an war meine Mutter mein wichtigster Gast von allen. Schließlich bekam Amanda nie Besuch von ihrer Mutter. Schon durch die Anwesenheit meiner Schwester hatte ich mich wie eine Prinzessin gefühlt. Aber meine Mutter machte mich zur Königin. Deshalb vergötterte ich sie, und wenn sie kam, saß ich gerne neben ihr und hielt ihre Hand.

Dass sich meine Mutter nur blicken ließ, um Mena abzuholen, belastete mich nicht weiter. Mein Dad war es, der nur für mich da war. In all den Jahren sah er fast jede Woche nach mir, während Mutter nur erschien, wenn Mena fortmusste.

Unsere Begegnungen liefen stets nach dem gleichen Muster ab. Ich ging zu ihr, stellte mich neben sie und griff nach ihrer Hand, worauf sie den Kopf senkte und mich ansah. »Alles in Ordnung?«, fragte sie. Ich antwortete mit »Ja«, und damit war unser Gespräch auch schon zu Ende. Dad lächelte mir aufmunternd zu, und sobald Mena sich umgezogen hatte, verschwanden die drei. Ich machte mir nie Gedanken darüber, warum sie mich zurückließen, denn schließlich gehörte ich hierher.

Als ich sieben war, begann Mutter, mich häufiger zu besuchen, ohne dass Mena dabei war, und ich hatte endlich Gelegenheit, mit ihr allein zu sein. Da diese Besuche nur mir galten und ich mich deshalb für etwas Besonderes hielt, wurde Mutter für mich zum Sinnbild der Vollkommenheit. Der seltsame strenge Geruch, der mir in die Nase stieg, wenn ich sie umarmte, störte mich nicht. Dass sich unsere Unterhaltungen auf »Alles in Ordnung?« und »Ja« beschränkten, bedeutete ebenfalls kein Problem für mich. Sie

war meine Mutter und konnte deshalb nichts falsch machen. Ich setzte mich neben sie auf das große Sofa. »*Beja, beja*«, sagte sie dann. Ich wusste, dass das »Setz dich« bedeuten musste, und nahm lächelnd ihre Hand.

Aus den Geschichten, die ich in den Büchern gelesen hatte, wusste ich, was eine Mutter war. Mütter hatten keine Fehler. Und da Tante Peggy in meinen Augen schon den Inbegriff der Perfektion verkörperte, war ich sicher, dass meine Mutter sie darin noch übertraf. So sehr betete ich sie an und liebte sie, dass ihre Fremdartigkeit für mich keine Rolle spielte. Ich nahm die Unterschiede einfach hin, denn eine Mutter zu haben und sie zu lieben, erschien mir als das Natürlichste von der Welt.

Genauso natürlich fand ich es, dass ich in einigen Monaten nach Hause zurückkehren sollte.

»Sam«, begann Tante Peggy eines Tages. »Ich muss dir etwa Wichtiges sagen.« Sie hatte mich im Spielzimmer aufgespürt und war mit mir ins Schlafzimmer gegangen, um mit mir zu reden. Tante Peggy setzte sich aufs Bett und nahm meine Hände. Ihr Tonfall war so anders als sonst, und ihre Stimme zitterte. Doch ich verstand den Grund nicht. »Du gehst nach Hause«, verkündete sie.

»Nach Hause? Aber ich bin doch schon zu Hause.«

Tante Peggy lächelte. »Nein, ich meine nach Hause zu deiner Familie. Du wirst wieder bei deiner Familie wohnen.«

»Meiner Familie?« Ich wusste nicht, wovon sie redete.

»Ja. Du hast drei Brüder und außer Mena noch eine Schwester.«

Fassungslos starrte ich sie an. Eine ganze Familie! Aber dann musste ich ja weg von hier! Welche Folgen würde das haben? Ich blinzelte, und meine Augen füllten sich mit Tränen. »Wird Mena dort sein?«, fragte ich. Tante Peggy nickte. »Kommen wir auch ab und zu hierher zurück? Wirst du mich besuchen?«

Tante Peggy lachte auf. »Nein, du Dummerchen. Du kehrst für immer nach Hause zurück. Ich muss hier bei Amanda und den anderen Kindern bleiben.«

Ich hatte keine Ahnung, was »für immer« bedeutete. Allerdings konnte ich mir nichts Aufregenderes vorstellen, als eine Familie zu haben und bei ihr zu wohnen. Mir fiel ein älteres Mädchen im Heim ein, das zu seiner Familie heimgekehrt und darüber sehr glücklich gewesen war. In den nächsten Tagen malte ich mir aus, ich wäre dies Mädchen und genauso glücklich, und schmiedete Pläne für mein Leben bei meiner Familie.

Nachts lag ich im Bett und sprach mit Amanda über die Spiele, die wir gemeinsam spielen würden. »Hoffentlich sind deine Brüder nicht wie die Jungs nebenan«, meinte Amanda.

»Nein«, erwiderte ich. »Wir sind ja eine Familie, und in den Büchern sind Familien glücklich und vertragen sich.« Ich malte mir die Spiele aus und das schöne große Haus, in dem meine Brüder und Schwestern sicher wohnten. Amanda war in meinem Träumen stets präsent, denn als beste Freundin würde sie mich selbstverständlich besuchen. »Und ich komme und übernachte hier bei dir«, versprach ich. »Also musst du dafür sorgen, dass mein Bett immer frisch bezogen ist und auf mich wartet.«

Am Tag der Abreise war ich bereit. Der Koffer mit meinen Sachen war gepackt, und ich hatte gebadet und mein bestes Kleid angezogen, um einen guten Eindruck zu machen. Tante Peggy gab sich ganz besondere Mühe mit meinen Haaren. Dann lief ich nach unten, um zu warten.

Nach einer schieren Ewigkeit fuhr endlich ein Wagen vor, und Mutter stieg aus. Am Steuer saß ein Erwachsener, den ich nicht kannte. Nachdem Mutter kurz mit Tante Peggy gesprochen hatte, streckte sie die Hand nach mir aus und sagte etwas in der Sprache, die ich nicht verstand. Dennoch griff ich nach ihrer Hand und ließ mich zum Auto führen.

Der fremde Erwachsene stieg aus und verstaute meinen kleinen Koffer im Kofferraum. Er war mager und hatte schulterlanges Haar und einen dicken, lockigen Schnurrbart. »Ich bin Manz«, sagte er zu mir. »Dein Bruder. Ab ins Auto mit dir.«

Mein Bruder erschien mir schrecklich alt, weshalb ich mir nicht vorstellen konnte, mit ihm zu spielen. »Guten Morgen«, murmelte ich schüchtern, wie man es mir beigebracht hatte. Was mir in der Nacht zuvor noch wie ein aufregendes Abenteuer erschienen war, empfand ich nun als seltsam und ein wenig beängstigend, und ich fühlte mich plötzlich sehr klein. »Auf Wiedersehen, Sam«, hörte ich da hinter mir eine Stimme. Tante Peggy und Amanda standen an der Tür.

Ich machte mich von Mutter los und rannte zu ihnen zurück. Verwirrung machte sich in mir breit. Eigentlich hätte ich doch glücklich sein sollen! Und doch krampfte sich

mein Magen zusammen, und ich hatte Tränen in den Augen! In meiner Freude, zu meiner Familie zurückkehren zu dürfen, hatte ich gar nicht an den traurigen Abschied von Amanda und dem Heim gedacht. Ich umarmte Tante Peggy. »Dass du mir auch brav bist«, meinte sie.

»Ich verspreche es«, flüsterte ich, nicht ahnend, was diese Zusage mich kosten würde.

Dann umarmte ich Amanda, die genauso bitterlich weinte wie ich.

»Weine nicht«, meinte ich. »Ich komme dich besuchen.«

»Los jetzt, wir müssen«, rief da der Mann, der meinen Koffer verstaut hatte, barsch. Mutter packte mich an den Schultern und zog mich von Amanda weg. Mit einem traurigen Blick zurück folgte ich Mutter den Weg entlang zum Auto.

Der Mann hielt mir die hintere Wagentür auf und machte eine ungeduldige Kopfbewegung. Also holte ich tief Luft und stieg zögernd ein. Auf dem Sitz kniend, hielt ich aus dem Fenster Ausschau nach Tante Peggy und Amanda und winkte aus Leibeskräften, als wir abfuhr. Bald bogen wir um die Ecke. Doch obwohl sie kaum noch zu sehen waren, winkte ich immer weiter.